

## 7. Telepathie

### Von der Einigkeit, die empfindsam und stark macht\*

---

Im Zuge der kulturgechichtlichen Entwicklung veränderte sich nicht nur die Umwelt des Menschen in drastischer Weise; auch Interessenorientierung, Wahrnehmung und Denken, Mentalität und Empfinden durchliefen mit dem Wechsel der kulturellen Milieus einen erheblichen Wandel. Schalter, Druckknopfbatterien, Armaturen und Displays haben die Sinne des modernen Menschen in *spezifischer* Weise geschärft, ja regelrecht zugespitzt. Das Leben vollzieht sich in Rhythmen, deren Takt sich nach den Schlägen von Uhren bemäßt.

Das hatte, wie jeder Zugewinn, seinen Preis. Andere Empfindsamkeiten und Sinne stumpften mangels Inanspruchnahme ab. Sie wurden von den immer vielschichtiger einander überlagernden Schallpegeln mechanisierter Informationssignale mehr und mehr unterdrückt. Es blieb gewissermaßen ein Restrauschen, das konsequentermaßen für die Wahrnehmung, wie sie heute im Kurs steht, als »verunreinigend«, ja *störend* empfunden wird. Doch vordem spielten ebendiese ursprünglicheren Sensibilitäten und Sensorien im Leben der Menschen eine wichtige Rolle, da sie Impulse oder »Signale« zu registrieren vermochten, denen man damals große Bedeutsamkeit beimaß, als die Kommunikation zwischen Menschen, Tieren, Pflanzen und Geistwesen nur erst ansatzweise an »Apparate« delegiert war und der Informationsaustausch zwar vielleicht diffuser, aber unmittelbarer floß. Heute nimmt man dergleichen gerade noch im Umgang mit Haustieren oder Zimmerpflanzen wahr, bei Menschen gelegentlich in spezifischen, *kritischen* Lebenssituationen, wenn der »Panzer« gewissermaßen aufbricht und das »Hintergrundrauschen« deutlicher vernehmbar wird. Doch lässt die heutige Naturauffassung Telepathie nicht mehr zu. Man kann sie gegebenenfalls spüren, aber nicht

\* Das folgende Kapitel stellt die überarbeitete Fassung eines Artikels dar, der unter dem Titel »Sympathie« bereits in der *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzbereiche der Psychologie* 37, 3-4 (1995): 131-144, erschienen ist.

messen – etwa am Ausschlag eines »Zeigers«. Der Materialismus hat die Natur ihrer *Seele* beraubt. Der Mensch ist »vermessen« geworden.

»Ein paar Sekunden später ging er am Ufer entlang« – Cornelius, ein Verdächtiger, dem Maigret in Georges Simenons Roman *Maigret und das Verbrechen in Holland* (1931) im Abstand von kaum hundert Metern folgt. Beide »gingen sie gleich nach den ersten Schritten im Takt, und das Knirschen des Schotters war eins. Maigret wurde sich dessen bewußt, als er einmal stolperte und für den Bruchteil einer Sekunde der Gleichklang ihrer Schritte unterbrochen wurde.<sup>1</sup> Ebendort, in den Niederlanden, mußte rund 260 Jahre zuvor, im Februar 1665, der Mathematiker und Physiker Christiaan Huygens (1629–1695) einer leichten Erkrankung wegen das Haus hüten. Müßig ruhte sein Auge auf zwei nebeneinander hängenden Exemplaren der von ihm entwickelten Pendeluhr. Und plötzlich belebte sich seine Aufmerksamkeit. Er bemerkte, daß sich beider Pendel absolut synchron bewegten. Huygens beobachtete die Uhren über Stunden hin, doch sie blieben im Takt. Daraufhin unterbrach er ihren Rhythmus – und gewahrte verblüfft, daß sie schon eine halbe Stunde später wieder gleichschwangen. Erst als er die Uhren getrennt an gegenüberliegenden Wänden aufgehängt hatte, gerieten die Pendel aus dem Gleichtakt.<sup>2</sup>

Tatsächlich handelt es sich um ein offensichtlich *fundamentales Naturprinzip*. Benachbarte Elementarmagnete zeigen – bei normalen, »endllichen« Temperaturen – die Tendenz, in dieselbe Richtung, entweder nach »oben« oder »unten«, zu weisen; sie sind, wie man sagt, korreliert; mit zunehmender Entfernung schwächt sich der Effekt ab.<sup>3</sup> Analoge Rhythmisierungsfunktionen besitzen etwa auch die Schrittmacherzellen des Herzens und die neuronalen Netzwerke oder »Oszillatoren« des Gehirns und Rückenmarks, die organische Verhaltensabläufe wie die Atmung, das Kauen und Schlucken oder Laufen steuern.<sup>4</sup> Spirochätenbakterien beginnen in phasengleiche undulierende Bewegungen überzugehen, sobald sie zu mehreren an einer Nahrungsquelle zusammenkommen.<sup>5</sup> Grillen zirpen bevorzugt *unisono*. Andere folgen dem Grundsatz: »vereint sind auch die Schwachen mächtig«, mit optischen Mitteln. An Flußmündungen Thailands, Malaysias und Neuguineas versammeln sich nachts auf den Bäumen oft Tausende männlicher Glühwürmchen, um blinkend um Weibchen zu werben. Die ersten treffen bei Eintritt der Dämmerung ein. Ihr Leuchten mutet noch matt an und ist vor allem noch unkoordiniert; es bleibt ohne ersichtlichen Erfolg. Dann jedoch bilden sich langsam Felder taktgleichen Blinkens heraus, die schließlich zusammenwachsen zu einem einzigen Funkchor synchron pulsierenden Sehnsuchtleuchtens.<sup>6</sup> Weniger glutvoll, dafür gleichsam im Gleichschritt, geht es auf deutschen Waldböden zu. Dort führen Schleimpilzzellen, amöboide Mikroorganismen, ein wahrhaft unscheinbares Dasein als ungebundene Solitäre – doch nur, solange ihr Freßvorrat reicht. Geht er zur Neige, beginnen die Zellen, über den Austausch chemischer Signale, »die sich wie Wellen auf einem

Teich ausbreiten«, gewissermaßen zum Sammeln zu blasen. Sie rücken zusammen und verwachsen schließlich zu einem einzigen vielzelligen Organismus, der sich alsbald schleichend in Marschbewegung versetzt. Ist ein strategisch günstiger Standort erreicht, zieht sich der schleimige »Truppenkörper« zusammen, reckt sich auf und bildet einen langen Stiel aus, der einen Kopf trägt, an dem Sporen heranreifen, die sich zuletzt nach einem quasi explosionsartigen Ausbruch niederregnend über den Waldboden verteilen, worauf der Prozeß aufs neue beginnt.<sup>7</sup> Auf ähnliche Weise scheint die Kommunikation auch bei Insektensozietäten zu funktionieren, hier allerdings bereits nach Maßgabe eines dauergültigen Musters, das alles Verhalten der Einzeltiere über ihre gesamte Lebenszeit hin aufeinander abstimmt und bindend zu einer Art Superorganismus koordiniert, der ein entsprechend höheres, das heißt komplexer organisiertes Leistungsvermögen besitzt und vor allem dank seiner gesammelten »kollektiven Intelligenz« in der Lage ist, die »wahrhaft gigantischen ökonomischen Allokationsprobleme« solcher Systemsozietäten zu lösen.<sup>8</sup>

Menschliche Gesellschaften sind weit über das alles hinausgewachsen. Namentlich seit der Neuzeit setzten sie kritischer Zweifel, Vernunft und die geschliffenen Instrumentarien der Wissenschaft in den Stand, die Natur zu bemeistern. Zwar sitzt uns das alte Erbgut gewissermaßen noch tief in den Knochen – die neuronalen Oszillatoren oder »zentralen Mustergeneratoren«, die verantwortlich für die Steuerung der organischen Motorik sind, finden sich tief im entwicklungsgeschichtlich *ältesten* Teil des Gehirns, ganz unten im verlängerten Rückenmark, lokalisiert<sup>9</sup>; doch »wissen« wir, daß sie *rein mechanisch* wirken, das heißt sich, jeweils systemimmanent, sezieren und messen lassen. Allerdings schießt der tiefssitzende Mechanismus gelegentlich über seine biologischen Systemgrenzen hinaus und entzieht sich dann prompt exakter Bestimmung. Wenn Menschen sich in größeren Mengen versammeln und *dicht beieinander* stehen, entsteht da plötzlich, auf einen Ruf oder ein Geschehnis hin, gleich einer Woge sich fortpflanzend, ein *einig Empfinden*, recken sich Hände hoch und werden Fäuste rhythmisch gestoßen, skandieren, nach kurzem tastend-unkoordiniertem Suchen, Hunderte von Mündern *eine Parole*, die teils noch rhythmisches Klatschen begleitet<sup>10</sup>: Alle Beteiligten sind »ein Herz und eine Seele«, wie die Schleimpilzzellen im Wald, die sich suchen, um gemeinsam zu wachsen. Oft auch fügt sich zusammen, was der Mensch lieber scheidet, weil er es *nicht* mit andern zu teilen wünscht. Untersuchungen ergaben zum Beispiel, daß die Regelzyklen von Frauen, die in Krankenhäusern, Studentenwohnheimen oder Gefängnissen in *enger Vergemeinschaftung* leben, zur *Synchronisierung* tendieren.<sup>11</sup> Auch hier meldet sich altes Erbe zu Wort. Löwenweibchen werden an sich in unregelmäßigen Abständen von drei Wochen bis zu mehreren Monaten brünnig; leben sie jedoch längerfristig im selben Rudel zusammen, korreliert sich ihre Brunftzeit.<sup>12</sup>

Unsere wilden Altvorderen standen den Tieren bekanntlich noch

näher. Sie hatten ein intimes Gespür für das Rauschen in der Natur und nahmen es nicht nur, unverderbt und naiv, wie sie waren, vollbewußt auf, sondern wußten seine Schwingungen auch für ihre Zwecke zu nutzen. Von der Erfahrung getragen, daß Einigkeit stark macht, pflegten die Ältesten strikt auf *Traditionstreue* zu dringen. Die sozialen Interaktionen standen in einem weithin ausgewogenen Resonanzverhältnis, dessen eherne Basis das *Reziprozitätsgebot* bildet. Alle hatten einander möglichst gleichzutun. Das schuf ein Höchstmaß an Gleichsinnigkeit, Solidarität und Kohärenz. Störungen fielen sofort ins Auge der allwachen Öffentlichkeit, die zugriff und zu neutralisieren, Streitereien zu schllichten, schwere Vergehen durch *gemeinsame* Bußübungen gleichsam »rückgängig zu machen« suchte. Andernfalls glaubte man die Kooperationsfähigkeit und Prosperität der Gruppe gefährdet.

Schon ungute Empfindungen waren gefürchtet. Namentlich Neid galt als eine Art Urkraft allen Übels. Er konnte den, gegen den er sich richtete, in jeder nur erdenklichen Weise schädigen, krankmachen, ja töten.<sup>13</sup> Eine Mutter, die ihrer Tochter grollte, weil sie das Haus verlassen hatte, mußte befürchten, sie um ihre Fruchtbarkeit zu bringen.<sup>14</sup> Dachte man an den Tod eines andern, starb er, wie man auf Tahiti glaubte, über kurz oder lang.<sup>15</sup> Beleidigungen eines einzelnen griffen gewissermaßen auch auf seine Familie, ja unter Umständen die gesamte Verwandtschaft über<sup>16</sup>, wie umgekehrt unehrenhaftes Verhalten und vor allem schwerwiegende Verfehlungen *eines* Familien- oder Gruppenmitglieds *alle* in »Mitleidenschaft« zogen.<sup>17</sup> Das Leid, das daraus erwuchs, übertrug sich auf die Gesamtgesellschaft: »If one member of the clan suffered«, war man bei den Zulu in Südafrika überzeugt, »all the members suffered, not in sentimental phraseology, but in real fact.«<sup>18</sup> Böse Worte, Unehrlichkeit, Streitereien, die Vernachlässigung religiöser Pflichten, ein Tabubruch oder gar blutige Handgreiflichkeiten gefährdeten nicht nur den Jagderfolg<sup>19</sup>, sondern wirkten sich immer noch unmittelbarer auf Kulturpflanzen und Haustiere aus, mit denen man täglich in engem Kontakt stand: Sie konnten zu Mißernten und Viehsterben führen.<sup>20</sup> Inzest, gewöhnlich das gravierendste aller Vergehen, das die Familie sprengte und so gleichsam einer gesellschaftlichen »Kernexplosion« entsprach, konnte den Untergang aller bedeuten.<sup>21</sup> Allein absolute Traditionstreue, also konfliktfreie Einigkeit, verbürgte das Wohlergehen, den Erfolg und die Überlebensfähigkeit der Gruppe.

Daher beschwore man geradezu den Frieden und die Harmonie aller immer wieder aufs neue, ganz besonders in der Familie und unter Verwandten.<sup>22</sup> Das bestimmte selbst den Duktus der alltäglichen Konversation: »Es wird ein Diskurs gepflegt, der aneinanderreihnt und bestätigt, nicht aber zergliedert und kritisiert [...] Ganz selten wird im Dorf kontrovers diskutiert [...] Jeder tut so, als verleihe er nur der allgemeinen Norm Ausdruck [...] Das ›Ich‹ des Individuums verschwindet hinter der Maske des generellen ›Man‹ [...] Wer anderer Meinung ist, schweigt [...] Die

Gespräche vermitteln so den Eindruck eines weitgehenden Konsenses.<sup>23</sup> Zu gegebenem Anlaß versteift sich solche Rhetorik zu *magischer Formelhaftigkeit*. Die Ältesten der Iraqw in Tansania pflegten sich so zu Beginn ihrer Ratssitzungen *unisono im Chor* zu versichern: »Wir lieben einander«, »wir sind einer Meinung«, »wir sind eins«.<sup>24</sup> Widerspruchsfreiheit zählt generell zu den Erhaltungsbedingungen von Systemen.<sup>25</sup>

Kommt etwas der Regelgeometrie in die Quere, droht gleich der Konsistenz des Ganzen Gefahr, springt unter Umständen eine Krise auf. Davon blieben auch alte Dorfgesellschaften, trotz allen Bemühens um Gleichklang, nicht verschont. Aber sie wußten, was tun. Prompt rückten ihre Mitglieder, wie die Schleimpilzzellen bei schwindendem Freßvorrat, *noch enger zusammen*, kam es zu verstärktem Schulterschluß.

Allerdings ist zu scheiden zwischen systeminhärenten, immer wiederkehrenden, und unerwarteten, exogen induzierten, das heißt traditionsinkonsistenten Verlaufsbrüchen. Zu ersteren zählten zum Beispiel Geburten, wenn eine Seele aus dem Totenreich sich erneut unter den Ihren inkarnierte, die Pubertät, wenn die Kinder gleichsam auf dem Sprung waren, ins Erwachsenenendasein überzuwechseln, Hochzeiten, bei denen die Braut aus ihrem Verwandtschaftsverband in den ihres Zukünftigen integriert werden mußte, der Hiatus zwischen den Jahreszeiten oder gefahrträchtige Unternehmungen wie Jagd, Hochseefischfang, Handelsreisen und Krieg. Da man in diesen Fällen die Risiken kannte und abschätzen konnte, standen seit alters dafür erprobte und bewährte Verfahrensweisen parat. Bei Geburten *synchronisierten* die Eltern ihr Verhalten und verdichteten so die Frequenz seiner Schwingungen: Beide begaben sich, anfangs getrennt, in Seklusion; beide bewegten sich möglichst wenig, mieden ungute Gedanken, nahmen keinerlei scharfkantige oder spitze Geräte zur Hand und befolgten dieselben Enthaltsamkeitsvorschriften, aßen, wenn die Mutter aus der Geburtshütte ins Haus zurückgekehrt war, gemeinsam aus *einer* Schüssel – damit, wie die Jibaro in der Montaña von Ecuador zur Begründung anführten, »*all three in one way form a single organism, a single personality*«.<sup>26</sup> Auch in den leiblichen Kontakt von Mutter und Neugeborenem wurde der Vater, wie in ländlichen Bereichen Europas noch bis vor kurzem, mit einbezogen, indem man den Säugling in ein Hemd, das er gerade getragen hatte, einwickelte<sup>27</sup> oder mit Gebrauchsgegenständen von ihm in Berührung brachte. Mußte bei den Chewong im Innern von Malaya der Vater für einige Tage verreisen, trennte er ein Stück seiner Kleidung ab und wickelte es um den Hals des Säuglings.<sup>28</sup> Die Dreieinigkeit von Eltern und Kind bildete so in dieser kritischen Übergangsphase einen einzigen, im Gleichtakt pulsierenden Überorganismus. Entsprechend beginnen Säuglinge auch zu weinen, wenn sie andere in ihrer unmittelbaren Umgebung weinen hören, und freuen sich sichtlich mit, wenn Heiterkeit aufkommt und Lachen ertönt.<sup>29</sup> Stellt sich der erste Zahn ein, ist unter den Engstanverwandten oftmals üblich, das Ereignis scheinbar zu ignorieren; täte man seiner Erwähnung,

das heißtt würde man es »bereden«, liefe das Kind Gefahr, ein schlechtes Gebiß zu bekommen.<sup>30</sup>

Analog verfuhr man bei der Beschneidung auf dem Höhepunkt der Initiationszeremonien. Bei *Aborigines* im gebirgigen Nordwesten Australiens (Kimberley-Plateau) glaubte man den Erfolg der Operation nur gesichert, wenn den nächstangehörigen Frauen, die begleitend dazu einen bestimmten Tanz aufzuführen hatten, keinerlei Fehler unterlief.<sup>31</sup> Während der Rekonvaleszenzzeit danach achtete man darauf, daß mögliche Unstimmigkeiten unter den beteiligten Verwandten geglättet und das Verhalten aller sozusagen auf gleichschwingende Perioden gebracht wurde. Bei den *Kaguru* in Tansania beobachtete Thomas O. Beidelman zum Beispiel, daß die Angehörigen sorgsam darauf bedacht waren, nichts zu tun, das die Initianten während der Erholungsphase nur irgend hätte gefährden können. Insbesondere mieden sie »Streit, Ehebruchsdelikte oder andere Formen von Fehlverhalten«.<sup>32</sup>

Vor allem Zwietracht mit ihrem dissoziierenden Sprengpotential war auch sonst in kritischen Situationen tabu. Flankierend konnte geboten sein, die Arbeit ruhen zu lassen, sich möglichst wenig zu bewegen und still zu verhalten, Enthaltsamkeit, namentlich bei der Nahrungsaufnahme, zu üben und insgesamt in nichts vom Herkommen abzuweichen. Das galt ganz besonders, wenn Teile der Gruppe fern vom Dorf einer riskanten Tätigkeit nachgingen, das heißtt die Bande gewissermaßen stark »überdehnt« und auf die »Zerreißprobe« gestellt waren. Zum Gelingen des Unternehmens trug dann immer sehr wesentlich auch das Verhalten der Daheimgebliebenen bei: Erfolgreich konnte man nur *gemeinsam* sein, wenn die Bande hielten und gleichschwangen. Dafür wurde vielerlei unternommen; die Absicht aber blieb stets dieselbe. Bei den *Lhota Naga* pflegten die Frauen, deren Männer sich auf der Jagd befanden, nicht zu weben, damit die Gatten sich nicht in einer Schlingpflanze verfingen und einem Raubtier zum Opfer fielen.<sup>33</sup> Das gleiche Tabu galt auch für die Ehefrauen der indigenen Bergbevölkerung Taiwans, wenn ihre Männer dem speziellen Weidwerk der Kopfjagd nachgingen.<sup>34</sup> Besonders streng hatten sich die Frauen an das eheliche Treuegebot zu halten; brachen sie es, das heißtt *riß* die Verbindung zwischen den Gatten, drohte den Männern ein tödlicher Unfall. Ein sambischer Bergmann kam so als einziger von Fünfen bei einem Steinschlag zu Tode, obwohl er einen Schutzhelm und eine Sicherheitskette trug; letztere wurde von einem Gesteinsbrocken glatt durchschlagen, so daß er in einen Schacht abstürzte. Seine Begleiter waren sich sicher, daß ihn zu ebender Zeit seine Frau über Tage betrogen hatte.<sup>35</sup>

Um die Bande eigens zu straffen und beizutragen zum Erfolg ihrer Männer bei der Jagd auf hoher See, benutzten die Frauen der Iglulik-Eskimo die Urin-Schale des Gatten als Kopfunterlage beim Schlafen.<sup>36</sup> Bei den Altaiern in Südsibirien durfte während der Jagd im Lager weder gespielt noch gelacht werden.<sup>37</sup> Tschuktschinnen in Nordostsibirien spra-

chen spezielle Monologe, die dem (magischen) Zweck dienten, den Jägern das Wild in die Arme zu treiben<sup>38</sup>; Giljaken am unteren Amur in Ostsibirien, die in der Siedlung zurückgeblieben waren, sangen bestimmte Lieder, um den Männern draußen – speziell bei der Bärenjagd – Mut zu verleihen.<sup>39</sup>

Genauso drohte der Gruppe und speziell den Frauen bei Kriegszügen und Handelsreisen die Gefahr, daß die Bindung eine gewaltsame Durchtrennung erfuhr. Frauen der Nor in Neuguinea, deren Männer sich auf dem Kriegspfad befanden, war untersagt, tagsüber zu schlafen, da dies, über den »Draht« der Beziehung, auch die Krieger müde gemacht und dem Risiko ausgesetzt hätte, von ihren Gegnern überrumpelt zu werden.<sup>40</sup> Jibaro-Frauen kamen, teils um den Schlaf zu meiden, teils um ihren Männern analogiemagisch beizustehen, Nacht für Nacht in einer Hütte zusammen, tanzten mit Rasseln und klappernden Schneckenhausketten und sangen Beschwörungsgesänge, die ihre Gatten und Söhne vor den feindlichen Waffen schützen und die Gegner regelrecht einlullen sollten, so daß sie der Gefahr nicht rechtzeitig gewahr wurden.<sup>41</sup> Oder man ließ, wie auf Formosa, auch nachts die Feuer hell lodern.<sup>42</sup> Und wieder galt, wie in allen Trennungsfällen, das Treuegebot mehr denn je.<sup>43</sup>

Statt einer Lockerung der Beziehungen nur durch Meidungs- oder Korrespondenzverhalten entgegenzuwirken, konnte man auch aktiv etwas zu ihrer *Festigung* tun. Darum bemühten sich Frauen der Ao Naga in Assam, indem sie bei Mahlzeiten – dem zentralen Ausdrucksvollzug ehlicher und familiärer Bindung – so taten, als seien ihre Gatten zugegen. Sie sagten dann etwa laut und vernehmlich: »Der Reis ist heute ausgezeichnet. Nimm du zuerst, ich esse nach dir.«<sup>44</sup> Vielfach wurden auch Tanz und Gesang schon vorbereitend zur stärkenden Verdichtung von Empfinden und Handlungsbereitschaft aufgewandt. Der deutsche Forschungsreisende Karl von den Steinen (1855-1929) gibt ein bezeichnendes Beispiel dafür. Er erlebte Ende des 19. Jahrhunderts mit, wie sich die Bororó im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso für einen bevorstehenden Überfall ihrer Feinde, der Kayapó, rüsteten: »Auch in der Nacht vom 2. auf den 3. April war alles wach. Unsere indianischen Freunde holten uns zum *Ranchão* [einer geräumigen Hütte] und luden uns ein, an einer Sitzung teilzunehmen, die den Zweck hatte, sich mit Musik in der Hoffnung auf einen Sieg über die bösen Kayapó zu stärken. Zu Anfang standen wir alle und tanzten auf der Stelle, während ein alter Häuptling in der Mitte sang und den Rasselkürbis wuchtig schüttelte. Wir andern hielten uns die Hände vor den Mund und brüllten ein dumpfes *u, u* [...] hinein und knickten taktmäßig in die Knie. Da wir merkten, wie sehr die Bororó dadurch getröstet wurden, ließen wir es an eifrigem Mittun nicht fehlen [...] Das Tanzen dauerte ein halbe Stunde [...] Nun waren wir aber auch alle mit frischem Mut erfüllt.«<sup>45</sup> Knapp 2000 Jahre zuvor erlebte Cornelius Tacitus (ca. 55-120 n. Chr.), damals noch römischer Legionär am Rhein, ähnliche Ermutigungsmaßnahmen bei den Germanen. Sicht-

lich beeindruckt, beschreibt er sie in der *Germania* (c. 3) wie folgt: »Es gibt bei ihnen auch noch Lieder, durch deren Wiedergabe, den sogenannten *barditus*, sie ihren Mut anfeuern und den Ausgang eines bevorstehenden Kampfes allein schon aus dem Klang deuten. Denn sie erregen Schrecken oder haben selber Angst [!], je nachdem der Gesang der Kämpferreihe war. Sie sehen hierin ja nicht lediglich Stimmen als vielmehr den *Einklang ihres Mannesmuts*. Sie haben es dabei vor allem auf ein rauhes Tönen und dumpfes Hervorstößen abgesehen; darum halten sie ihre Schilder vor den Mund [vgl. oben die Bororó!], damit die Stimme durch den Widerhall voller und wuchtiger anschwillt.« Das »Hurrah!« späterer, quasi postgermanischer Krieger stellt da zwar eine ähnlich lautstarke Beschwörung einigen Mannesmuts, ethnographisch jedoch nur mehr eine weniger eindrucksvolle, schwache Abbreviatur des Vormaligen dar.

Vorgänge wie die beschriebenen kommen schon fast *Kollektivritualen* gleich, die im Grunde nur eine *Formalisierung* des Korrespondenzverhalts bilden; denn auch deren Funktion ist es ja, in *kritischen* Situationen das Handeln der unmittelbar Betroffenen – oder ausgewählter Repräsentanten von ihnen – aus dem Alltagsgeschehen herauszulösen, in einen Zustand künstlicher Verstetigung zu versetzen und mittels strikter Synchronisation zu komprimieren, so daß alle gleichsam »wie an einem Strang ziehen« und das euphorisierende Hochgefühl übermächtigen Wirkvermögens teilen – wie bei Glühwürmchen, wenn sie die Liebessehnsucht treibt, und bei Schleimpilzzellen in Fällen würgenden Hungers.

Kontinuierlich indes verbürgt konsistente Solidarität allein die standhafte Treue zur Tradition, deren Frucht ein gefestigtes Identitätsbewußtsein ist, wie es typisch für die alten – »*traditionellen*« – Dorfgesellschaften war. Die setzten sich in der Regel aus Verbänden Abstammungsverwandter, das heißt aus *Lineages* oder Sippen (Klanen) zusammen, so daß Identität *de facto* besonders kennzeichnend für Verwandtschaft war. Das spiegelt sich oft auch in der Begrifflichkeit wider. In vielen Sprachen gehen die Bezeichnungen für »Verwandte« beziehungsweise »Verwandtschaft« teils auf Verbalstämme mit der Bedeutung »binden« zurück, teils bilden sie Synonyma für Begriffe wie »eigen«, »selbst«, »lieb« und »befreundet«. Gotisch *frij*, »lieben«, oder *frijonds*, »Freund«, hängt etymologisch mit *freidjan*, »schonen«, beziehungsweise althochdeutsch *fridu*, »Friede«, altschwedisch *grith*, norwegisch *grid* (*gred*), »Schonung«, »Sicherung des Lebens« und abermals »Friede« zusammen. Unter Blutsverwandten sind eben Streit und Feindschaft, dem ideologischen Soll nach zumindest, undenkbar. Gotisch *unsibjis*, »friedlos«, bedeutet wörtlich: »Der ohne Sippe ist«.<sup>46</sup>

Wer aber »versippt« blieb, war Teil eines Ganzen – auch in organischer Hinsicht. Die Leiber aller nämlich durchpulste, wenn auch in unterschiedlicher Verteilung, ein und dieselbe Vitalseele oder Lebenskraft. Es gab nicht eigentlich individualisierte einzelne; die von den Ahnen über-

kommene *eine* seelische Energie, äußerten sich Informanten der Huli in Neuguinea Laurence Goldman gegenüber, »macht uns eins (*makes us one*)«.<sup>47</sup> Der einzelne bildete, auch nach Auffassung der Jibaro in Ecuador, »einen untrennbaren Teil des Ganzen der Familie und Gruppe, zu der er gehörte«. Alle empfanden sich als »organically coherent with one another, so that one part stood for all and all for one«.<sup>48</sup> Alle waren »members of one another«.<sup>49</sup> Man verhielt sich, »als ob, was den Verwandten widerfahrt, einem selbst geschähe«. Europäischen Beobachtern konnte sich so der Eindruck vermitteln, jeder sei gegen andere austauschbar.<sup>50</sup> Befindet sich die Gruppenseele in »gutem« Zustand, »sind alle«, wie Olscha am unteren Amur der russischen Ethnologin Anna Smoljak versicherten, »gesund, leben einmütig und wirtschaften erfolgreich«. Ja angeblich dachten dann auch alle einvernehmlich. Breiteten sich Krankheiten, Uneinigkeit und Mißerfolge aus, waren die Alten überzeugt, daß es hohe Zeit sei, das sichtlich geschwächte *musu* (die Gruppenseele) »wiederherzustellen«, was Aufgabe des Schamanen war.<sup>51</sup> Geschlossen siedelnd und verwandt, sprachen alle *eine* Sprache, bestritten ihren Unterhalt auf übereinstimmende Weise, benutzten dieselben Gerätschaften, verhielten sich weitgehend gleich, besaßen eine gemeinsame Weltanschauung – kurz: Die biologische setzte sich fort in der *kulturellen* Verwandtschaft; es herrschte Identität.

Das glich die Menschen untereinander an, rundete sie gewissermaßen nach außen hin ab. Ein Buschmann (Südafrika) betrachtete nach dem Zeugnis Lorna Marshalls »die Kinder seiner Eltern als ihren Eltern ›gleich‹ (*like*), die Kinder seiner Kinder als diesen ›gleich‹, seine Vettern als ihm ›gleich‹ – und so fort.<sup>52</sup> Die stetig gelebte Gemeinsinnigkeit, das Reziprozitätsgebot und die Verpflichtung, einander beizustehen, wo immer es not tat, festigte die vermeintliche Ebenbildlichkeit von innen heraus immer wieder aufs neue. Verwandte standen, wie Einwohner der Insel Wogeo vor der Nordküste Neuguineas dem australischen Ethnologen Ian Hogbin beteuerten, »gemeinsam gegen die Welt«, waren »untereinander immer zur Nachsicht bereit, generös, fair, aufrecht, geradsinnig und ehrenhaft«.<sup>53</sup> Daraus erwuchs nicht nur ein besonderes Vertrauensverhältnis und die feste Gewißheit, jederzeit aufeinander zählen zu können; die schöne Erfahrung, sich in jedem Nächsten gleichsam selber wiederzufinden, weckte auch aufrechte Liebe füreinander. Es stand außer Frage, daß »alle Verwandten«, wie George Silberbauer das selbst für die sammlerinnen- und jägerkulturellen Buschmänner bestätigt, »einander zugetan sind und liebevoll miteinander umgehen«.<sup>54</sup>

Wo aber liebende Herzen einträchtig miteinander schlagen, wie die Pendel der Huygens-Uhren, da fließt auch die emotionale und verbale Kommunikation widerstandsfreier, herrscht in den Beziehungen sozusagen »Supraleitfähigkeit«. »Wahre Mitteilung findet«, wie Novalis sagt, »nur unter Gleichgesinnten, Gleichdenkenden statt.«<sup>55</sup> Leid wie Freude »stecken an«, die Impulse greifen unmittelbarer. Engstverwandte bildeten

allgemeiner Anschauung nach aufgrund ihres abstammungsbedingten gemeinsamen Vitalseelenbesitzes und langen Zusammenlebens, das ihre organischen wie sozialen Rhythmen aneinander angeglichen und korreliert hatte, eine *sympathetische Empfindungsgemeinschaft*, eine Art Überorganismus oder, wie Robert Thornton mit Blick auf die Iraqw in Tansania resümiert, einen »*morally corporate body*«.<sup>56</sup> Was einem Gruppenmitglied (»Organ«) widerfuhr, teilte sich instantan allen anderen mit, ja griff selbst auf Kulturpflanzen und Haustiere über.<sup>57</sup>

Dem trugen zahlreiche Verhaltensvorschriften Rechnung. In ländlichen Bereichen Rumäniens war zum Beispiel noch bis vor kurzem den Frauen verboten, das Haar *aufgelöst* zu tragen, weil das ihren Männern den Tod bringen konnte.<sup>58</sup> Machten sich Eltern auf Mentawai (Indonesien), die der Geburt eines Kindes entgegensahen, eines Tabubruchs schuldig, mußten sie mit einer Totgeburt oder dem frühen Ableben des Säuglings rechnen.<sup>59</sup> Mehr noch sah man – weltweit – Komplikationen bei der Niederkunft in Untreuedelikten der Mutter begründet.<sup>60</sup> Erkrankte jemand, maß man stets dem Verhalten seiner Umgebung eine entscheidende Bedeutung für seine Genesung bei. Dazu war wichtig, daß die Angehörigen sich mit dem Kranken gewissermaßen »gleichschalteten«, um seinen Zustand mitzutragen, das heißt die Angriffsfläche gleichsam »auseinanderzuziehen«, so daß sie »dünner« und schwächer wurde und therapeutische Einflußnahmen leichter »durchschlagen« konnten. Bei den Gbeya in Zentralafrika versammelten sich die Angehörigen am Krankenlager, saßen nur da und schwiegen – ganz einfach, um ihr Mitleiden und ihre Solidarität zu bekunden und dem Kranken so Zuversicht und Kraft zu verleihen.<sup>61</sup> Ein Iglulik-Eskimo, dessen Kind erkrankt war, stellte sofort alle Arbeit ein; er litt mit ihm und widmete seine Kraft ganz seiner Genesung.<sup>62</sup> In diesem Sinne vertrat noch der heilige Petrus Chrysologus (um 400), ein bedeutender Kirchenlehrer, Prediger und Bischof von Ravenna, die Ansicht: »Ein Arzt, der die Schwachheiten nicht trägt, kann nicht heilen; und wer nicht mit dem Kranken krank wird, kann dem Kranken nicht die Gesundheit bringen«<sup>63</sup> – ein Prinzip, dem sich im übrigen auch heutige *christliche* »Geistheiler« (*spiritualist healers*) noch verpflichtet fühlen.<sup>64</sup> Oft teilten die Angehörigen auch die Diät mit dem Kranken. Andernfalls wäre es nach Überzeugung der Jibaro »dasselbe gewesen, als hätte der Patient die unpassende Nahrung zu sich genommen, was seinen Zustand verschlechtert hätte«.<sup>65</sup> Curt Nimuendajù erlebte bei den Apinayé in Ostbrasilien, daß ein junger Mann, als seine Mutter an einem Augenleiden erkrankte, sofort den Verzehr von Geflügelfleisch einstellte; doch aß er noch Bohnen, die sich ebenfalls nicht mit der Krankheit der Mutter vertrugen, so daß sich ihr Zustand verschlimmerte, wofür sie ihn auch prompt verantwortlich machte.<sup>66</sup> Schon bloße Gleichgültigkeit, die das verbindende Band sozusagen »durchhängen« ließ, konnte zu verheerenden Folgen führen. Eine Frau, die kaum Anteil am Schicksal ihres erkrankten Gatten nahm, riskierte nach Meinung der

Yaruro in Venezuela, daß er starb.<sup>67</sup> Besonders durchschlagend wirkten allerdings auch in diesen Fällen Streit, Tabubruch, Gewaltvergehen und vor allem Untreue.<sup>68</sup>

Auch Pflanzen und Bäume, deren Anbau und Pflege Sache einzelner Männer oder Frauen waren oder die man *nahe* beim Haus im Garten zog, Haustiere und selbst Gegenstände, die jemand *mit seinen Händen* hergestellt, in die er »seine Seele gelegt« hatte<sup>69</sup>, bildeten traditioneller Anschauung nach einen Teil des sympathetischen Beziehungs- und Schwingungsfeldes. Eine Frau, die Brot buk, durfte sich während des Vorgangs nicht setzen, da sonst der Teig nicht aufgegangen wäre.<sup>70</sup> Erkrankte jemand im Haus, ließen die Pflanzen die Blätter hängen und welkten<sup>71</sup>; starb er, wurden in weiten Teilen der Welt seine persönlichen Anbau-pflanzen und Fruchtbäume (z.B. Taro und Yams, Sago- und Kokospalmen) vernichtet beziehungsweise gefällt.<sup>72</sup> Sie hätten niemandem mehr gutgetan. Stand der Tod eines Bienenvaters bevor, überhängte man in Mittelmeerländern und Europa die Stöcke mit schwarzem Flor – damit die Tiere nicht fortzogen.

Am dichtesten schwang, »oszillierte« das sympathetische Wellenfeld unter *Engstverwandten*, also innerhalb der familiären Gemeinschaft zwischen – abstammungs- oder »blutsverwandten« – Vätern und Söhnen, Brüdern und Geschwistern sowie zwischen Gatten, sofern sie lange genug zusammengelebt und ihr Empfinden einander angepaßt hatten; die Wege waren kürzer, die Kommunikation floß rascher und unmittelbarer. Als Kinder schliefen die Geschwister zusammen, oft, wie bei den Sarakatsani in der Provinz Epirus in Griechenland, unter *einer* Decke, und aßen aus ein und demselben Topf. Ihr Verhältnis verwuchs und blieb: »Whatever, for good or ill, is suffered or achieved by one sibling is held to affect the other siblings to an almost equivalent degree.«<sup>73</sup> Auch nach Auffassung der Jibaro bildeten Geschwister »one organic whole«.<sup>74</sup> Als besonders eng galten Brüder verbunden. Das klingt auch in Märchen oftmals noch an. Wenn etwa der eine fortzieht und sich in einem fernen wilden Wald mit tückischen Zauberern und kannibalischen Riesen mißt, »spürt« der Daheim-gebliebene sofort, sobald jener in eine gefährliche Situation gerät. Er bricht auf der Stelle auf und »haut« den bedrohten Bruder sozusagen »heraus«.<sup>75</sup> Bei Zwillingsbrüdern erreichen Dichte und Gleichmaß der sympathetischen Resonanz ihren Höchstwert. Bei den Bulsa in Ghana macht man, wenn einer stirbt, seine Grabstätte unkenntlich und sucht auch sonst alle Spuren seines Ablebens zu verwischen. Das tue man, berichtet ein Autor, weil man wisse, »daß Zwillinge nicht nur gleiche Anlagen haben, sondern auch stets das gleiche tun möchten, da ihre Seelen [...] gleich sind«.<sup>76</sup> Das scheint durchaus plausibel, da auch in »westlichen« Gesellschaften telepathische Beziehungen unter – zumindest ein-eigen – Zwillingen mit an Sicherheit grenzender Signifikanz dokumentiert werden konnten.<sup>77</sup> Analoges gilt für das *Alter Egg*<sup>78</sup> – in der Regel

ein Tier. Beide, *Ego* und *Alter Ego*, verbindet eine Art »Schicksalsgemeinschaft«: Verletzt sich einer oder stirbt, widerfährt dem andern dasselbe.<sup>79</sup>

Allen Fällen von Telekommunikation liegt ein und derselbe, offensichtlich typische Anlaß zugrunde: Ein Mitglied des sympathetischen Beziehungsfeldes, das sich zu der Zeit in einiger Entfernung von den anderen oder einem engeren Angehörigen befindet, gerät in eine *kritische Situation*. Prompt schrillt gewissermaßen die »Teleglocke«. Der oder die Empfänger (im Fachjargon »Rezipienten«) »fühlen«, daß etwas »nicht in Ordnung« ist, hören vielleicht auch die Stimme des Betreffenden (des »Agenten«) oder nehmen ihn und was ihm gerade widerfährt kurzfristig in einer Art Vision wahr<sup>80</sup> – typischerweise häufig im Traum<sup>81</sup>, wenn das Wachbewußtsein so weit abgedämpft ist, daß robustere Impulse seitens der Außenwelt kaum mehr von den Sinnen zur Kenntnis genommen werden. Entsprechende Untersuchungen samt Reanalysen bestätigten stets, daß »spontane außersinnliche Wahrnehmung oder Erfahrung« zum einen unmittelbarer zwischen Personen mit »engen gefühlsmäßigen Beziehungen« sozusagen »wechselwirkt« und zum andern sichtlich im »Zusammenhang mit existentiellen Krisensituationen« steht. Daraus lasse sich, folgerte der Freiburger Psychologe und Parapsychologe Johannes Mischo (1930–2001), »wohl mit Recht die Hypothese ableiten, daß affektgeladene Informationen über eine gefühlsmäßig nahestehende Person, die sich in einer Krisensituation befindet, eine Auslösefunktion für spontane ASW-Erfahrungen<sup>82</sup> darstellen«.<sup>83</sup> Ja man spricht dann auch geradezu von »Krisentelepathie«.<sup>84</sup>

Ethnologen sind derartige Fälle wohlvertraut.<sup>85</sup> Hans-Joachim Heinz, der in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts lange bei Buschmännern in Südafrika gelebt und gearbeitet hat, erfuhr beispielsweise von einem Gewährsmann: »Eines Tages, als ich Vieh nach Lobatse trieb, fühlte ich, daß meine Tochter erkrankt war. Als ich nach Hause kam, fand ich sie tatsächlich krank vor.« In einem zweiten Fall ging es um seinen Sohn. Hier reagierte er sofort. Der junge Mann befand sich in einiger Entfernung auf der Jagd, als seinen Vater ganz plötzlich die Empfindung überkam, daß er in Gefahr sei und Hilfe brauche. Auf der Stelle machte sich der Vater auf, folgte den Spuren seines Sohnes und traf ihn auch tatsächlich krank und bewegungsunfähig an.<sup>86</sup>

Eng fühlen sich, wie schon zur Sprache kam, auch langjährige Eheleute verbunden. Daher war auch ihnen in kritischen Situationen – bei Geburten, in Krankheitsfällen oder wenn der Mann weit außerhalb der Siedlung einer riskanten Tätigkeit nachging – ein ganz bestimmtes *Korrespondenzverhalten* vorgeschrieben. Auch Fälle von Telepathie unter Eheleuten werden immer wieder berichtet; bekanntlich nicht selten auch aus westlichen, »aufgeklärten« Gesellschaften. Im Zweiten Weltkrieg erlebten dergleichen häufig Frauen, deren Männer an der Front waren und schwer verwundet wurden oder fielen.

In traditionellen Gesellschaften nahm man die Erfahrung nicht einfach als »übersinnliche« Informationsquelle hin; man wußte sie auch pragmatisch zu nutzen. Das taten zum Beispiel Ehemänner der Apinayé in Ostbrasiliens, wenn sie auf Reisen gingen: Sie nahmen »am Tag vor der Abreise Asche aus der Feuerstelle, befeuchteten sie mit Wasser und formten einen dicken Klumpen daraus, den sie in Blätter wickelten und heimlich unter das Kopfende der Matte schoben, auf der die Gatten die letzte Nacht vor dem Aufbruch schliefen. Vor Morgengrauen nahmen sie den Klumpen wieder an sich und inspizierten ihn unterwegs dann regelmäßig. Brach er auseinander, galt dies als Zeichen dafür, daß ihre Frau ihnen untreu geworden war.« Bei einer Nachbargruppe bedienten sich die Männer als Informationsträger dieser Art drahtlosen Telekommunikation eines Holzstabs. Spaltete er sich an einem Ende auf, hatten sie ebenfalls die unangenehme Gewißheit, daß die eheliche Bindung gleichsam »geschlissen« war.<sup>87</sup> Analoge Mittel scheinen im übrigen auch unseren eigenen Altvorderen nicht unbekannt gewesen zu sein. In dem Märchen *Die drei Gürtel*, in dem es allerdings andersherum zugeht, überreicht eine gute Fee einer Königin, deren Gemahl – ein notorischer Don Juan – auf Reisen ist, drei silberne Gürtel. Zerspränge der erste, erläutert sie ihr, bedeute dies, daß ihr Mann sie betrogen habe; dann solle sie den zweiten anlegen und schließlich, wenn auch dieser gesprungen sei, den dritten. Der letzte aber hält; die Gatten finden wieder zueinander – und »nie gab es nachher einen treuern Ehemann; sein Leichtsinn hatte ihn verlassen, und sie lebten bis ins hohe Alter glücklich«.<sup>88</sup>

Um es erst gar nicht zur Zerrütung der familiären Bande kommen zu lassen, konnte man schon im Vorfeld geeignete Maßnahmen treffen – etwa durch die Wahl der *Namen*, die man seinen Kindern gab; denn Namen galten als *Teil der Persönlichkeit*; klangen sie ähnlich, band das ihre Träger. Mit besonderer Konsequenz kamen Turkvölker im Altai diesem Prinzip nach, indem sie die Namen von Eltern und Kindern (bzw. Geschwistern) durch Alliteration miteinander in Gleichklang brachten; im Falle von Vater und Sohn lauteten die Namen dann beispielsweise: Adnaj, Adybaj, Očybaj; bei Mutter und Sohn: Mandaš, ačaš; bei Vater und Tochter: ačaš, ajlaš; bei Brüdern wieder Artin, Adybaj, Očybaj, bei Schwestern Kujka, Kyznak.<sup>89</sup> Aufgrund analoger Vorstellungen pflegte ein Buschmann Angehörige benachbarter Gruppen, die denselben Namen wie er trugen, als *Verwandte* zu betrachten und entsprechend zu behandeln.<sup>90</sup> Starb bei den Nanaj (Golden) in Ostsibirien einer von zwei oder mehreren Männern eines Dorfes, die denselben Namen trugen, wechselten die andern sofort den ihren, um nicht in den Tod mit »nachgezogen« zu werden.<sup>91</sup>

Wer einen anderen mit seinem persönlichen Namen ansprach, was aus Gründen der Intimität gewöhnlich nur Engstangehörigen erlaubt war, löste bei diesem, je nach Ausdruck und Klangfarbe, mit der das geschah, eine bestimmte Empfindung – Freude, Betroffenheit, ein »schlechtes

Gewissen« oder gar Angst – aus, weil er aufgrund ihrer beider gewachsenen dichten Beziehung *verstand*, welche Bedeutung sich mit der Namensnennung verbindet, daß ihr vielleicht ein Lob, ein Tadel oder eine Bei-leidsbekundung folgen werden.

Das Medium des *emotionalen* Informationsaustausches bildete traditioneller Anschauung nach die *Vitalseele*. Sie war Teil einer Art Allkraft, in Melanesien und Polynesien als *Mana*, bei den Irokesen als *Orenda*, bei Naga-Völkern in Assam als *Aren* (usw.) bezeichnet, die den gesamten Kosmos durchdrang – allerdings in ungleichmäßiger Verteilung: Bestimmte Stätten, Stoffe, Pflanzen, Tiere, Menschen, Organe und Naturerscheinungen enthielten sie mehr, andere weniger konzentriert.<sup>92</sup> In stärker vereinheitlicht strukturierten Feldern, wie unter Verwandten oder Stoffen, Pflanzen und Tieren derselben Beschaffenheit oder Art, in denen Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen überwogen, glichen sich die Schwingungen der Kraftverteilung ebenmäßiger aus, es kam weniger zu »störenden« Interferenzen; Empfindungen teilten sich rascher und ungebrochener mit; Verwandte verstanden sich auch ohne Worte.

Die Grundlage dafür bildete die Erfahrung, daß die Vitalseele vom Körper her über eine bestimmte mittlere Distanz, die etwa dem Lebens- und Aktionsbereich der näheren Verwandten entspricht, spürbar *ausstrahlte*, in andere überging, Resonanz auslöste und mit ihnen gleichzuschwingen begann, gleich den Pendeln der Huygens-Uhren, den appetitgetriebenen Schleimpilzzellen und dem Liebesfeuer der Glühwürmchen. In Analogie zur Quantenfeldtheorie könnte man die Bewegung im »Feld« der Vitalkraftdiffusion *bildlich* als den steten Austausch virtueller (unbeobachtbarer), hier aber »massenhaltiger« Teilchen verstehen<sup>93</sup>: Die sich *zersetzende* Lebensseele Verstorbener verunreinigt zum Beispiel universalem Glauben nach *konkret* ihre engere Umgebung und *gefährdet* dadurch ebenso Stoffe und Materialien wie organisches Leben; die Diffusion entspräche gewissermaßen einer »Antischwingung«, die zerstörerische Wirkungen auszulösen vermag.

In Fällen ungestörter Schwingungsverhältnisse dagegen überträgt sich die diffundierende Bewegungsenergie (wie bei Wärme z.B.) mittels »masseloser« Teilchen, »Psi-Quanten« gewissermaßen, also »ohne Materietransport«.<sup>94</sup> Trifft sie auf das Feld eines nahestehenden, verwandten Partners, kommt es, wiederum in Analogie zu entsprechenden physikalischen Vorgängen, zur »Phasenkopplung« (*phase locking*), stellt sich zwischen beiden ein *Schwingungsausgleich* her, wie ihn die »Theorie gekoppelter Oszillatoren« beschreibt.<sup>95</sup> Verschiedenartiges indes ließe sich nicht »verkoppeln«. Versuchte man es mit Gewalt, würden die ungleichen Partner »nach sehr kurzer Zeit außer Takt geraten, denn jede noch so kleine Differenz zwischen ihnen wüchse mit der Zeit an«.<sup>96</sup>

Analoge Vorstellungen hatten auch Philosophen der Stoia etwa ab dem zweiten Jahrhundert v. Chr., vermutlich aus den genannten traditionellen Anschauungen schöpfend, entwickelt. Sie nahmen an, daß die gesamte

Natur von einer alles durchdringenden Kraft, dem *pneuma* (wörtlich »Luft«, »Hauch«), zusammengehalten werde, die eine bestimmte Spannung, den *tonos*, besitze, deren Grad die physikalischen Eigenschaften der Körper bestimme. Ändert sie sich an einer Stelle, breitet dieser Impuls sich wellenförmig aus und verdichtet die Zusammenhänge zur »Sympathie« (*sympatheia*) zwischen den Dingen – eine Auffassung, die man, wie der Physiker Friedrich Hund (1896-1997) meint, durchaus als »eine Vorform der Feldtheorie der Kräfte« begreifen könne.<sup>97</sup>

Nun besitzt der Mensch aber neben der Vital- auch die *leibunabhängige*, rein spirituelle »Freiseele«, die seinem Bewußtsein entspricht und sein Denken, seine Entscheidungen und sein Handeln bestimmt. Nennt jemand den Namen eines anderen, so geschieht das in bestimmter Absicht. Er löst einen Impuls, den »Operator Psi«<sup>98</sup>, aus, der kurzfristig Unruhe ins *Mana*-Feld der beide verbindenden emotionalen Schwingungen bringt, das heißt eine spezifische Resonanz zur Folge hat – der Ange-sprochene reagiert; im Gespräch glätten sich unter Umständen die Wogen wieder. Gerät aber ein Mitglied eines sympathetischen Feldes in eine problematische, oder gar äußerst kritische Situation, gewinnt der Impuls, den sein verängstigtes Bewußtsein absetzt, derart an Bewegungsantrieb, daß er sich instantan dem »Perzipienten« mitteilt – wie laut Quantenfeld-theorie sogenannte »langreichweitige« Kräfte durch masselose, quasi »spirituelle« Teilchen vermittelt werden.<sup>99</sup> Das stete sympathetische »Hintergrundrauschen« bauscht sich gewissermaßen zu einem verstärkten Signaleffekt auf. Die spezielle »Frequenz« der Schwingungen unter Engstangehörigen verändert sich spürbar und löst im Bewußtsein des »Perzipienten« das Bild des »Agenten« aus – es kommt zu »stochasti-scher Resonanz«<sup>100</sup>, bei Organismen zur »Krisentelepathie«!

Entfernung spielt dabei sichtlich keinerlei Rolle. Wie Quantenteilchen, die einmal in Wechselwirkung standen, stets, auch wenn sie sich längst an weit voneinander getrennten Orten befinden, korreliert bleiben, so daß Zustandsveränderungen an dem einen, quasi via »Telepathie«, ent-sprechende Reaktionen an dem anderen auslösen<sup>101</sup> (das bekannte »Ein-stein-Podolsky-Rosen-Paradoxon«), teilt sich auch eine massive Krisener-fahrung über die »masselosen« spirituellen »Psi-Quanten« *instantan* über beliebige Distanzen hinweg dem oder den Engstangehörigen des Betrof-fenen mit. In beiden Fällen, im physikalischen wie im psychischen Be-reich<sup>102</sup>, besteht, wie die Physiker das nennen, eine »nichtlokale Korrela-tion« zwischen den einstmal verschränkten, also gleichsam verwandten, »identischen«<sup>103</sup> Teilchen, im letzteren sozusagen zwischen den »Quan-ten« der Freiseele.<sup>104</sup> Es verdient der Erwähnung, daß bereits James Geor/ge Frazer (1854-1941), Anfang des 20. Jahrhunderts führender Vertreter der Ethnologie, das Phänomen in bezug auf die Magie als »law of contact or contagion« wie folgt formulierte: »Dinge, die einmal in Berührung mit-einander standen, bleiben verbunden und wirken auch weiterhin, selbst über größere Distanzen hinweg, aufeinander ein.«<sup>105</sup>

Erst in der Neuzeit, als die »*Objektivität*« der Welt, *distanziert* von »autonomen« Subjekten betrachtet, das Erkenntnisinteresse zu beherrschen begann<sup>106</sup>, wichen, wie zu Beginn des Kapitels angesprochen, weiche Korrelations- harten Kausalbezügen (der *causa efficiens*); vollends psychisch-sympathetische Resonanzphänomene sanken, diskreditiert zu okkultistischem Aberglauben, in hintergründiges Restrauschen ab. Heute lernen wir, gerade auch aufgrund neuerer Erkenntnisse in den Naturwissenschaften, ihre Realität und Bedeutung wieder wahrzunehmen.